



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Das Reihergelübde : ein politisches Gedicht des vierzehnten Jahrhunderts.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Das Reihergelübde.\*)

Ein politisches Gedicht des vierzehnten Jahrhunderts.

Selten hat die Geschichte des Mittelalters einen so großartigen und folgenreichen Kampf zwischen zwei Königsgeschlechtern gesehen, als den zwischen dem Hause Valois von Frankreich und dem Hause Plantagenet von England. Es galt die Krone Frankreichs, und es galt die Entscheidung eines Erbfolgestreites, der in seinem Ursprunge doch rein juridischer Natur war.

Das Reich der Capetinger war bis zum König Louis Hutin stets in directer Linie vom Vater auf den Sohn vererbt. Louis starb 1316, und hinterließ nur eine Tochter, aber auch Brüder. Es entstand die Frage, ob jene Tochter oder der älteste dieser Brüder, Philipp, in die Krone Frankreichs succediren solle. Für jene sprach das gemeine Recht, für diesen das salische Recht, welches nach der einen Meinung den Weibsstamm ganz oder nach der andern Meinung so lange von der Erbfolge ausschloß, als noch ein erbfähiger Mannsstamm vorhanden war. Aber dieses salische Recht war obsolet, jedenfalls in Beziehung auf die Thronfolge in Frankreich nie in Frage gekommen. — Philipp berief die Barone nach Rheims, und er wurde hier, obwohl mit vielem Widerspruch unter den ersten Würdenträgern, 1317 als Philipp der Fünfte

\*) Die folgende Mittheilung eines geehrten Correspondenten behandelt ein politisches Gedicht, welches öfter erwähnt, aber wenig gekannt ist. Es ist nicht nur von historischem, sondern auch von hohem culturgeschichtlichem Interesse, weil es eine eigenthümliche Form mittelalterlicher Gelübde darstellt. Unter den zahlreichen symbolischen Actionen, durch welche der Deutsche einem feierlichen Versprechen Festigkeit und bindende Verpflichtung zu geben suchte, sind zweierlei Arten Gebräuche besonders charakteristisch. Die eine Art war der Schwur bei festlichem Genuß. Auch er scheint aus dem Grundgedanken hervorgegangen zu sein, daß der Gelobende die Nähe des Gottes, welcher Hüter des Eides sein sollte, suchen müsse. Altdeutsches heidnisches Gelübde wurde über den Brautkessel des Heerdes abgelegt; so schworen die Wagen im Hause ihres Wirthes. Bei den Scandinaviern wurde über dem Zuleber, dem großen Festbraten, geschworen; bei den Angelsachsen über festlich geschmückten Schwänen, wie im Frankenreich über dem Pfau. So suchte auch in der christlichen Kirche der Gelobende die Nähe des Heiligen durch Berührung der Altardecke oder der Reliquien. Eine andere Art, Gelübde bindend zu machen, war, daß man das Symbol eines Ringes oder Bandes um ein Glied des Körpers knüpfte und so lange trug, bis das Gelübde erfüllt war. Schon zur Zeit des Tacitus legten Krieger der Chatten einen eisernen Ring an, dessen sie erst nach Erlegung eines Feindes ledig wurden, andere Tapfere, die wahrscheinlich ihr ganzes Leben dem Kriegsgott geweiht hatten, legten den Ring gar nicht ab. Im Mittelalter trat an die Stelle des Eiseneringes ein Band, das zuweilen die Dame dem Ritter umknüpfte. Noch bewahrt unsere Sprache in den Worten „sich binden“ und „von einem Versprechen lösen“ die Erinnerung an den symbolischen Brauch. Das Reihergelübde, wovon im Folgenden die Rede ist, wird z. B. erwähnt in J. Grimm, Rechtsalterthümer, S. 911 und in Ettmüller, Beowulf, S. 47.

gekrönt. Hier also war die erste Anerkennung des salischen Rechtes auf die Thronfolge Frankreichs.

Dennoch blieb die Frage fortan nicht unbestritten; man leugnete die fort-dauernde Gültigkeit jenes Rechtes. Aber die allgemeine Ueberzeugung entschied, daß, wenn auch das Recht zweifelhaft sein sollte, doch die Nothwendigkeit einer kraftvollen Einheit des Reiches in dem mehr sicheren Mannsstamme entscheiden müsse. Hier lag also schon früh die Erkenntniß einer für Frankreich nothwendigen Centralisation der Macht zum Grunde. Froissart, der Zeitgenosse, sagt:

On s'écriait: le royaume de France est si noble, qu'il ne peut aller à femelle.

Die General-Staaten huldigten also dem Könige.

Er starb 1322. Nach demselben Princip wurden, da er nur Töchter hinterließ, diese von seinem Bruder Karl dem Vierten, dem Schönen, ausgeschlossen. Auch dieser starb 1328 nur mit Hinterlassung einer Tochter.

Hier nun beginnt jene Streitfrage mit England. Sie war diese: Philipp der Dritte hatte zwei Söhne 1) den König Philipp den Vierten und 2) Karl von Valois. Philipp der Vierte hatte jene zuvor genannten drei Söhne, Louis Hutin, Philipp den Fünften und Karl den Vierten, und eine Tochter Isabella. Diese letztere ward Eduard dem Zweiten von England vermählt, und ihr Sohn Eduard der Dritte von England stand sonach in directer Erbfolge von Philipp dem Vierten, dessen Enkel er war. Der gedachte zweite Sohn Philipp des Dritten, Karl von Valois, begründete eine Seitenlinie, und jetzt war ein Enkel von ihm, Philipp von Valois, vorhanden. Sonach standen sich beim Tode Karls des Vierten die beiden Prätendenten gegenüber: Eduard der Dritte, der Enkel Philipp des Vierten, aber von einer Tochter desselben, und Philipp von Valois, der Enkel Philipp des Dritten; für jenen war die directe Linie im Weibsstamme, für diesen die Seitenlinie, aber im Mannsstamme.

Der Streit entbrannte zuerst auf friedlichem Gebiete;\*) man berief sich auf jenen Präcedenzfall von 1317, in welchem das salische Gesetz bereits Anerkennung gefunden habe. Die Barone und die Universität von Paris entschieden sich in diesem Sinn, und Philipp von Valois ward am 29. Mai 1328 als Philipp der Sechste zu Rheims gekrönt.

Die Könige von England waren als Herzoge von Guyenne Vasallen der Krone Frankreichs. Als solcher war der König Eduard der Zweite bei Philipp des Fünften Thronbesteigung 1317 zur Huldigung desselben geladen gewesen; er hatte schriftlich seine Huldigung eingesendet, damit also das damals bereits

\*) Die aufgeregte Volkstimmung bezeugt Sönault durch die Thatsache, daß ein reicher Bürger in Compiègne, der sich öffentlich für das Recht Eduard des Dritten erklärt hatte, von dem Volke getödtet wurde.

in Frage stehende Princip der Erbfolge anerkannt. Er war inzwischen verstorben, und seine Gattin, die obengedachte Isabella, Regentin Englands Namens ihres minderjährigen Sohnes Eduard des Dritten, als der neue Thronwechsel in Frankreich eintrat. Sie protestirte zur Wahrung des durch ihre Person selbst begründeten Rechts ihres Sohnes gegen die Thronbesteigung Philipp des Sechsten. Aber in zahlreichen inneren Verwickelungen in England selbst, und den Verlust Guyennes fürchtend gab sie der Aufforderung Philipps nach, und sendete ihren damals siebzehnjährigen Sohn 1329 zur Huldigung, die mit großem Pomp in der Kathedrale zu Amiens erfolgte. So war also der Prätendent selbst durch ein feierliches Anerkenntniß gebunden.

Aber der junge König wuchs mit dem stolzen Glauben auf, daß dennoch ihm die Krone Frankreichs gebühre; er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er der Vasall dessen sein sollte, dessen Thron man ihm stets als das rechtmäßige Erbe seiner Mutter, und also als den seinigen bezeichnete. Sein ritterlicher Geist lehnte sich gegen diesen Gedanken auf; von Frankreich herüber tönte der Spottname: „roi trouvé“, in welchem man die Wichtigkeit seiner Ansprüche gegenüber dem „roi de France“ ausdrücken wollte. \*)

Und es galt ein gewaltiges Wagniß. Das Haus Valois gebot über ein mächtiges Reich, über ein Volk, das einig war in der Ueberzeugung von dem Rechte seines Königs, das bereit war, die nothwendige Einheit der Macht seines Thrones zu vertheidigen; es hatte so die altbegründete Stellung des capetingischen Stammes gegenüber den Plantagenets für sich, die es seit anderthalb Jahrhunderten in der untergeordneten Vasallenstellung gehalten hatte. Was konnte das Haus Plantagenet dagegen einsetzen? Das Volk Englands in innerem Zwiespalt, in stets wiederholten Kämpfen mit Schottland; konnte man ihm die zu erwartenden unermesslichen Opfer zumuthen, nur um seinem König eine zweite Krone zu gewinnen, die ihn dem Vaterlande entfremden, ja die das noch immer verhaßte normännische Element in England nur verstärken mußte?

So stand Eduard der Dritte zweifelnd vor einem Entschluß, der, mochte er es ahnen oder nicht, jedenfalls von der Geschichte als einer der folgenreichsten bezeichnet werden muß, den je der Herrscher eines Volkes gefaßt hat. Denn auf diesen Moment führt die Geschichte mit vollem Rechte die tiefe Scheidung zurück, welche beide Völker seitdem in so schweren Kämpfen, in stets feindlichen Gegensätzen einander gegenübergestellt hat. Der Kampf um die Krone Frank-

\*) Die mehrfach aufgestellte Behauptung, daß Dante in diesem Streite die Partei des Hauses Plantagenet genommen, und daß sich darauf der gegen die Capetinger gerichtete Spott in Purgatorio c. 20: — — „Ugo Ciapetta Figliuol fui d'un beccajo di Parizi“ beziehe, wird chronologisch widerlegt; aber das ist wichtig, daß man in dem Streit jener Tage diesen Spott des Dichters gegen Philipp von Valois benutzte.

reichs ist Jahrhunderte hindurch geführt; mächtige Siege haben das britische Nationalgefühl jetzt zuerst gehoben und gestählt: es sah an den Erfolgen, wessen es fähig sei; der innere Zwiespalt zwischen dem sächsischen und dem normännischen Stamme verschwand; die Flamme des mächtigen Kampfes, der alle Kräfte des Landes zu dem großen gemeinschaftlichen Zwecke aufbot, schmolz beide zu einem einigen Volke zusammen. Der Haß gegen den fränkischen Gegner übertrug sich auf dessen Sprache; die französische Sprache hörte am Hofe Eduards auf Hofsprache zu sein; der König befahl nun zuerst, diese Sprache in amtlichen Erlassen zu meiden und die Volkssprache anzunehmen; der normännische Adel folgte diesem Beispiel; er sagte sich nun völlig los von seinen in Frankreich fortlebenden Linien und ward nun echt englischer Adel; die Idiome verschmolzen sich, es begann die englische Sprache sich entschiedener zu bilden, und der erste Dichter in dieser Sprache, Chaucer, trat auf und ward an jenem Hofe eben deshalb geehrt. So bildete sich ein neues Volk in stolzem Selbstvertrauen und richtete von nun an mit den Siegen, die es außerhalb seiner Grenzen erfocht, den Blick zuerst und dauernd über die Meere hinaus, die es bisher in tiefer Abgeschlossenheit begrenzt hatten. Und nun jenes andre Volk, das französische; es sah bestritten und angegriffen, was es so einmüthig gewollt und begrüßt hatte, das Recht eines Königs aus altem ruhmvollem Geschlechte, und grade dieses Königs, der, nach vielen so anders, den echt französischen Geist in Ritterlichkeit, Pracht und Galanterie in edelster Erscheinung darstellte; es sah die Furien des Krieges mehr als ein Jahrhundert hindurch in seinem Schoße, seine Fluren zertreten, seine Städte verbrannt, sah sich niedergeworfen in schmachvollen Niederlagen, die noch heute seinen Stolz demüthigen, von dem Vasallen seines Königs, von dem verachteten Mischlingvolke jenseit des Meeres; seinen König als Gefangenen in dessen Gewalt; es sah das Elend und die Schmach so lange über seine Gauen gebreitet, daß der Fanatismus in die Brust der niedren Magd, der Jeanne d'Arc hinabstieg und mit gläubiger Begeisterung endlich die Fahne der Erlösung und der Befreiung in deren Hand legte. So in dem Kampfe der Jahrhunderte haben sich beide Hassen gelernt.

Es ist wohl der Erforschung werth, wie endlich in der Brust des Königs Eduard des Dritten die lange gehegten Zweifel und Bedenken unterdrückt sind, und der weltgeschichtliche Entschluß, der so unermessliche Folgen hatte, hervorgerufen ist?

Ein Gedicht aus jener Zeit giebt uns die Kunde darüber.

In England lebte ein hoher französischer Flüchtling, Robert der Dritte, Graf von Artois. Die flandrische Grafschaft Artois war von Ludwig dem Neunten von Frankreich seinem Bruder Robert verliehen. In einem Successionsstreite unter dessen Nachfolgern ward zu Unrecht von Philipp dem Vierten

von Frankreich gegen jenen Robert den Dritten zu Gunsten seiner Tante Mathilde) entschieden. Langdauernde gewaltfame Auflehnungen gegen diese Entscheidung folgten; das Parlament zu Paris entschied wiederholt gegen Robert, und als er endlich wegen des Verdachtes des Gistmordes und der Fälschungen von Urkunden in diesen Processen persönlich vor das Parlament geladen wurde, entfloß er nach England, wo er bei Eduard dem Dritten Schutz suchte und fand. Auch er war seines Rechtes durch eine falsche Anwendung der Gesetze beraubt, und seine Klagen mußten daher bei dem Könige, der sich in gleichem Falle befand, ein williges Gehör finden. Seine Bemühungen, Eduard zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen, sind geschichtlich vielfach bezeugt. „Eduard,“ so sagt Froissart, „ne disoit mot, mais se pourpensoit sans cesse touchant ces paroles.“ Zahlreich waren die näheren Veranlassungen, die den König hätten zum Beginn des Krieges reizen können, Raubanfälle französischer Schiffe an Englands Küsten, die Unterstützung Schottlands durch Frankreich und andre; allein der König stand fort und fort zögernd vor dem gewaltigen Wagniß. Da ergriff Robert das letzte Mittel, er wollte den Stolz des Königs im Angesicht des ganzen Hofes demüthigen, indem er ihm öffentlich Mangel an Muth vorwarf.

Hier beginnt unser Gedicht aus jener Zeit. Es ist betitelt „Le Voeu du Héron“, und einer alten Handschrift entnommen, die sich auf der Bibliothek zu Bern befindet; abgedruckt ist es bei La Curne de Sainte-Palaye: Mémoires sur l'ancienne Chevalerie. Nouvelle Edition par Nodier. Paris 1826.

Es beginnt also:

Ens el mois de setembre, qu'estés va à declin,  
 Que cil oisillon gay ont perdu lou latin\*),  
 Et si sechent\*\*) les vignes, et meurent li rosin,  
 Et despoillent li arbre, et coeuvrent li chemin;  
 L'an 1338; ainsi le vous affi,  
 Fu Edouars à Londres, en son palais marbrin;  
 Avecques lui séoient duc, conte, et palasin,  
 Et dames, et pucheles, et maint autre méchin\*\*\*).

Das Gedicht erzählt nun folgendes:

Der König Eduard hielt im September 1338 seinen Hof in London. Es fand ein großes Fest statt. Der König saß in der Mitte seiner Barone und der Damen seines Hofes. Sein Blick war zerstreut; sein Haupt neigte sich nachdenkend auf seine Brust.

Um dieselbe Zeit zerstreute sich der Flüchtling Robert von Artois durch

\*) leur langage.

\*\*) séchent.

\*\*\*) jeunes gens.

die Jagd an den Ufern der Themse. Sein Falke stieg empor; er sah einen Reiher in der Luft, stieß ihn und brachte ihn seinem Herrn. Unwillig nahm Robert die gemeine Beute. Aber er überlegte bald, daß sie ihm für seine Pläne dienen könne. Er ließ den Vogel rupfen und rösten und auf eine silberne Schüssel legen. So zog er mit großem Gefolge von Rittern, Sängern und Sängerinnen nach dem Palaste des Königs. Eintretend in den Saal rief er:

„Deffnet die Reihen, Ritter mit geringem Muthe; hier ist ein Gastmahl, das euch gebührt; ihr sollt über diesen Reiher die eures Muthes würdigen Gelübde ablegen. Er ist, wie ihr wißt, das furchtsamste Thier, dieser Reiher; denn er fürchtet seinen eignen Schatten. Darum will ich ihn zuerst dem Furchtsamsten der Menschen bringen.“

So wendete er sich zum König und reichte ihm den Vogel als Preis und Sinnbild seiner Gleichgiltigkeit für eine Krone, die er so furchtsam in den Händen seines Gegners lasse. Der König erhob sich entrüstet über den frechen Vorwurf; aber er erröthete zugleich und rief zornig:

„Weil das Sinnbild der Feigheit hier vor mir aufgestellt wird, so ist nöthig, daß ich mich besser zeige, als dieses Sinnbild. Ich gelobe daher, daß ich, bevor ein Jahr verläuft, den König von Saint-Denis herausfordre, und über das Meer ziehe mit meinen Baronen, um meinen ewigen Feind, diesen Philipp von Valois, der das Zeichen der Lilien trägt, zu treffen, selbst wenn er mir ein zehnmal stärkeres Heer entgegensetzen sollte. Er denkt mich meiner Krone zu berauben; aber er irrt sich; denn, wenn ich ihm einst auch gehuldiget habe, so war ich doch nur erst ein Knabe, und solche Handlung hat keinen Werth. Ich schwöre also als König bei Saint-George und Saint-Denis, daß ich, Feuer und Schwert in der Hand, die Schmach rächen will, die mir geschieht: daß nie ein Krieger solche Beute gewonnen hat, als ich sie vor dem Jahre 1346 gewinnen will. Ich widerrufe also die Treue, die ich Philipp gelobt habe und verheiße feierlich, ihn ohne Erbarmen zu bekämpfen.“

Robert brach bei diesen Worten in wilde Freude aus und rief:

„Bei Gott! wohl darf ich mich dieser Stunde freuen; denn ich bin aus dem schönen Frankreich verbannt, fern von meinen Freunden und meinem Erbe. Meine Kinder und mein Weib seufzen im Kerker. Das hat mir Philipp angethan, dem ich so treu und tapfer gedient habe. Aber nun werde ich, der Enkel des heiligen Ludwig, Frankreich wiedersehn und jenen Philipp wieder treffen, um an ihm Rache zu nehmen.“

Nach diesen Worten ergriff er wieder die Schüssel mit dem Reiher, und ging weiter im Saal, gefolgt von seinen Minstreln. Diese stimmten einen Gesang an, der so begann:

„Je vais à la verdure, car amour me l'apprend.“

Er wendete sich nun an die Ritter. Zuerst an den Grafen von Salisbury, der neben der schönen von ihm heiß geliebten Gräfin von Derby saß. Er lud ihn, den bravsten der Ritter, ihn der von Liebe erfüllt sei, ein, den andren ein Beispiel zu geben und auch seinerseits über diesem Sinnbilde sein Gelübde abzugeben.

Der Graf rief: „Ich diene der anbetungswürdigsten Dame auf dieser Erde. Wenn die heilige Jungfrau selbst hier stände, wenn sie sich ihrer Göttlichkeit entkleiden wollte, um mit dieser Dame um den Preis der Schönheit zu streiten, ich wüßte nicht, ob ich ihr den Vorzug geben würde. Wohlan! wo könnte ich anders, als in diesen Augen, einen mächtigeren und schöneren Anreiz finden, mich zur höchsten Tapferkeit zu erheben? Begierig, den Lohn zu empfangen, den sie mir so grausam für meine Liebe verweigert, bitte ich sie heute allein um die Gnade, mir den Finger ihrer weißen Hand zu leihen, um ihn auf mein rechtes Auge zu legen.“

„Hier sind zwei,“ rief die schöne Gräfin, „es wäre unrecht, sie euch zu verweigern.“

„Und so gelobe ich,“ sprach Salisbury, indem er diese Finger auf sein Auge legte, „bei dem allmächtigen Gott und der heiligen Mutter Gottes, daß dieses mein Auge sich nicht eher wieder öffnen soll, als bis ich den Boden Frankreichs betreten und das Heer Philipps in der Schlacht bekämpft haben werde.“

Der tapfere Graf aber hat, wie der Dichter bezeugt, und wie das ganze englische Heer bezeugt, sein Wort gehalten, indem er sein rechtes Auge nicht früher, als er gelobt, geöffnet hat.

Roberts Auge aber erglänzte von neuer Freude bei diesem Gelübde; er wendete sich an die Gräfin Derby.

„Auch ihr, schöne Gräfin, habt nun billig euer Gelübde für die Rechte eures Königs darzubringen.“

„Mit Freuden,“ rief sie. „Ich gelobe also, keinen Ritter, welcher es sei, zu erhören, bis und wenn der Graf von Salisbury sein Gelübde erfüllt haben wird; kehrt er dann glücklich heim, so gehöre ich ihm für immer.“

Bei diesen Worten ward die Brust des Salisbury von hoher Freude und neuem Muth erfüllt.

Robert aber ging weiter und reichte dem edlen Ritter aus dem Hennegau, dem Balthar von Mauny, die Schüssel dar. Dieser, dessen Tapferkeit und kluger Rath eine Stütze des Thrones Eduards waren, erhob seine stahlge- wappnete Hand über den Reiter und gelobte bei der heiligen Jungfrau, die erste Feste Frankreichs, Tournay, trotz ihrer Wälle und Mauern, in Asche zu legen und ihren Wächter, Godemars du Fay, mit seinen Mannen niederzuwerfen. „Im Uebrigen ergebe ich mich in den Willen Gottes, der allein meine Thaten segnen und mir mein Gelübde zu erfüllen helfen kann.“

Robert rief darauf den Grafen Derby zur Nachfolge auf. Dieser sprach: „Wenn mein König uns auf den Boden Frankreichs führt, so werde ich dort den gefürchteten Grafen Louis von Flandern suchen, ihn, den das Volk des Usurpators Philipp so nennt; ich will ihn überall suchen und ihm im Kampfe persönlich gegenüberreten; bezwinge ich ihn nicht, so will ich wenigstens vor seinen Augen sein Land verwüsten.“

Ihm zunächst schwört sodann der Graf von Suffolk, daß er in Frankreich den treuesten Genossen Philipps, den alten König Johann von Böhmen auffuchen wolle, um ihn mit Lanze und Schwert zu bekämpfen und sein Roß als Siegesbeute heimzuführen.

Darob erhob sich Jean de Beaumont; denn der König Johann von Böhmen war ihm nahe verwandt, und er rief erzürnt: „Ich liebe ihn, diesen König, und werde ihn nie verlassen. Suffolk, wenn ihr auf euren Entschluß nicht verzichtet, so trete ich euch gegenüber und werde euch selbst zum Gefangenen machen. Das steht fest bei mir; seid dessen eingedenk.“

Suffolk entgegnete begütigend:

„Erwarten wir das Loos des Krieges, der uns die Wege der Ehre und des Muthes eröffnet. Jeder möge dann vollbringen, was ihm der Ruhm und die Liebe der Frauen zu vollbringen heißt. Die Begegnung der Helden wird eine heiße sein, aber der Erfolg und der Sieg steht bei Gott.“

Robert ließ heller das Lied seiner Minstrels ertönen, und die Damen erhoben sich, den Muth der Ritter anzufeuern.

Robert trat vor den unerschrockenen Fauquemont und rief auch ihn zum Gelübde neuer Thaten auf. Dieser tritt vor, und seine Stirn wird höher vor der feierlichen Versammlung.

„Was soll ich geloben“, rief er bewegt, „der ich auf dieser Welt nichts besitze, als dieses Schwert, das mir bis zum Grabe folgen soll. Aber um euch, mein König, meine Treue zu beweisen, schwöre ich, daß, wenn ihr über das Meer nach Frankreich ziehet, ich stets der erste vor allen am Feinde, der erste im Sturm und in der Schlacht sein und die zerrissenen Fahnen und die blutigen Waffen des Feindes hieher in euren Palast bringen will.“

Aller Augen wenden sich nun nach jenem Jean de Beaumont, berühmt durch seine Thaten. Ermüdet von dem Schauspiel um ihn und unwillig über die Ruhmredigkeit der Ritter, ermahnt er sie, ihren Muth und ihre Kühnheit für den Kampf selbst aufzusparen.

„Hier“, sagt er, „vor den schönen Frauen, denen wir gefallen wollen, sind sie wohlfeil genug. Ich glaube gern, daß es unter euch der Olivier und Roland manche giebt. Aber bedenkt, daß auch diese Herren einst besiegt worden sind. Erwartet wir, ob sich das schöne Schauspiel eures Muthes hier, wo ihr keinen Feind vor euch habt, einst erneuern wird vor dem Feinde selbst.“

Wie viele werden dann wünschen, lieber in diesen glänzenden Hallen zu weilen. Glaubt ihr aber, daß ich deshalb mein Theil an dem Kampfe verweigere?“

Zulezt trat Robert vor die Königin Philippe, kniete nieder und bat sie, nun auch ihr Herz vor der Versammlung zu eröffnen.

Die Königin entgegnete:

„Vasallin meines Herrn und durch die heiligen Bande der Ehe ihm verbunden, vermag ich nichts zu geloben ohne seinen Willen und seine Gestattung.“

Darauf trat der König an sie und sagte ihr:

„Macht ein Gelübde, wie es euch gefällt; ich genehmige es im Voraus und will es selbst erfüllen, wenn es mir möglich ist.“

Da sprach die Königin mit erhobener Stimme diese schrecklichen Worte:

„Ich fühle, daß ich ein Leben unter meiner Brust trage. Gott und der heiligen Jungfrau weihe ich diese Frucht meines Schoßes; aber sie soll kein Leben gewinnen vor dem Tage, wo der König mich mit sich über das Meer geführt haben wird. Wird sie früher geboren, so soll dieser Dolch mein und ihr Leben beenden.“

Ergriffen von diesem entseßlichen Gelübde befahl der König dem Grafen Robert seinen Umgang zu enden. Er selbst aber ging, erfüllt von den Verheißungen, sein großes Werk zu beginnen.

So weit unser Gedicht, das wir nur in der Kürze wiedergegeben haben.

Es ist nicht ohne Interesse, zu fragen, ob und in wie weit der Erzählung Wahres zum Grunde liege? Dafür bietet sich allerdings hin und wieder ein Anhalt. Zuerst ist die Sprache durchaus die des vierzehnten Jahrhunderts; sie stimmt mit andern französischen Gedichten und mit Chroniken aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vollkommen überein. Das Gedicht scheint in Nordfrankreich entstanden zu sein. Es enthält sodann zahlreiche Andeutungen in Beziehung auf Personen und Begebenheiten, die damals gewiß bekannter waren; es enthält ferner eine nicht undeutliche Beziehung auf die Parteitstellungen jener Zeit zu der großen Streitfrage, die beide Völker so gewaltig bewegte; das Ganze hat den Anschein, in dem Gewande der Poesie und durch die fast dramatische Darstellung eines denkwürdigen glänzenden Ereignisses an dem englischen Hofe, das die Leidenschaften der Zeit in großen Zügen zur Erscheinung brachte, eine Rechtfertigung für das Unternehmen des Königs geben zu wollen. Also ein Genosse jener Tage, und zwar ein reich begabter, war der Verfasser. Mag es sodann auch richtig sein, daß, wie besonders französische Chronisten und Geschichtschreiber in ihrem Haffe gegen den Verräther seines Vaterlandes behaupten, Roberts stete Anreizungen den König nach und nach zu seinem Entschlusse erweckt haben mögen, so ist es doch wohl mehr die Erfindung des Dich-

ters, daß der letzte feste Entschluß unmittelbar vor der That so plötzlich bei dem Feste des Hofes und auf so drastische Weise ins Leben gerufen sei. Nur das wird man glauben können, daß der schon entschlossene König nun gereizt seinen Willen verkündete und sein Gelübde that.

Das Gedicht setzt die Zeit der Begebenheit in den September 1338. Dies ist entschieden unrichtig und kann nur auf einen Irrthum des Verfassers oder des Abschreibers sich gründen. Was zuerst das Jahr selbst betrifft, so könnte man deshalb geneigt sein, die Begebenheit schon in das vorangegangene Jahr 1337 zu verlegen, weil nach Rymer IV. 798 schon am 21. August 1337 der königliche Herold zu Rochester die Kriegserklärung gegen Frankreich verkündet haben soll. Allein die um die Zeit erlassenen königlichen Proclamationen enthalten nicht sowohl eine solche Kriegserklärung schon, als vielmehr nur eine Darlegung der von Frankreich zugefügten Unbill, aus welcher die Nothwendigkeit, Geldmittel zu Rüstungen gegen Frankreich zu gewähren, vor dem Lande hergeleitet werden sollte. Abgesehen aber davon, so fällt die weiter unten zu erwähnende Geburt des Kindes, dessen Leben unter ihrem Herzen die Königin Philippe nach dem Gedichte bekennt, in den Monat November 1338. Nimmt man nun also auch das Jahr 1338 als richtig angegeben an, so ist doch jedenfalls die Angabe des Monats September unrichtig. Eduard schiffte sich bereits am 12. Juli 1338 mit seiner Gemahlin auf dem Schiffe Christophorus ein, um sich nach den Niederlanden zu begeben. Am 5. September hatte er in Coblenz die bekannte Zusammenkunft mit dem deutschen Kaiser Ludwig von Bayern; am 8. September war er in Bonn, am 13. in Antwerpen und blieb während des ganzen Jahres dießseits des Kanals, mit den Vorbereitungen zum künftigen Kriege beschäftigt. Hiernach kann die Begebenheit nur in den Zeitraum vom März (jene Geburt im November berücksichtigt) bis zum 12. Juli (dem Tage der Einschiffung) fallen. Und in der That giebt es eine Spur, aus welcher man selbst den Tag, an dem sie sich zutrug, anzugeben versucht sein kann. Am 24. December 1337 versprach nämlich Eduard dem Papsi Benedict dem Zwölften, der vielfach bemüht war, den Bruch zwischen Frankreich und England zu verhüten, seine Expedition gegen Frankreich jedenfalls, bis zum März des folgenden Jahres hinauszuschieben. Am 24. Februar 1338 ließ er sich bewegen, einen abermaligen Aufschub bis zum Johannistage, den 24. Juni, zu versprechen. Allein am 6. Mai 1338 widerrief er plötzlich dieses Versprechen. Hier muß ein besondrer, geschichtlich unaufgeklärter Anstoß dazu vorgelegen haben, da es sich um den Widerruf eines dem Haupte der Christenheit selbst gegebenen Versprechens handelte. Sollte die Annahme zu fern liegen, daß dieser Anstoß in der Begebenheit, die unser Gedicht erzählt, wenn sie überhaupt dadurch und durch die übrigen Umstände eine Beglaubigung findet, gelegen habe? Dann wäre

der 6. Mai oder einer der kurz vorhergegangenen Tage derjenige, an dem sie sich wirklich zutrug.

Merkwürdig aber ist die Uebereinstimmung des ganzen Bildes und seiner einzelnen Züge mit dem Geiste der Zeit, überhaupt mit den Sitten des Mittelalters. Die fränkisch-normännisch ritterliche Art, wie sie in Frankreich unter den Valois und in England unter Eduard dem Dritten hervortrat, ist in den einzelnen Zügen treu beurfundet.

Die Sitte feierlicher Gelübde vor großen, besonders kriegerischen Unternehmungen begann besonders zur Zeit der Kreuzzüge. Die Gelübde wurden oft urkundlich niedergelegt und bestanden in der Verheißung tapfrer Thaten und in der Weihe der Beute für bestimmte Zwecke. Man nahm äußerlich bindende Zeichen an, z. B. Ketten oder Bänder um den Arm, die vor der Erfüllung nicht abgelegt werden durften, und war das Gelübde Damen gegenüber verheißt, so befestigten diese das Zeichen um den Arm, wobei wohl ein *Kuß*, *moitié oui, moitié non*, wie *Saintré* berichtet, für den Ritter abfiel. Die Entfesselung war dann nach der Rückkehr ein Gegenstand besondrer Feierlichkeit. Zahlreiche Fälle solcher rein kriegerischer Gelübde, abgesehen von den frommen für religiöse Zwecke, werden uns in den sonderbarsten Formen berichtet. So allein von *Bertrand Duguesclin* (*Ménard Histoire de B. D.* p. 39. 55. 410. 455); er gelobte, bevor er die oder die That verrichtet, kein Fleisch essen, oder sich nicht entkleiden, oder in keinem Bette schlafen zu wollen, und zahlreiche ähnliche Dinge. Reich ist besonders *Colombière*, *Théâtre d'honneur* an solchen Erzählungen. Am meisten hergebracht und im höchsten Ansehn war nun die sonderbare Form der Ablegung des Gelübdes vor oder über einem Pfau, oft auch einem Fasan. Man hielt sie für diejenigen Gegenstände, welche durch schöne Gestalt und Reichthum an Farben und Ausstattung am besten als Sinnbilder der königlichen Majestät und ihres Schmuckes dienen könnten. Außerdem war es Sitte, daß die Damen sich der schönen Federn dieser Vögel bedienten, um die Ritter oder *Troubadours* damit zu schmücken. So wird von mehreren Seiten glaubhaft berichtet. (*Ménéstrier, Traité des tournois* p. 40. *Duchesne histoire de la maison de Montmorency* I. p. 29. 34). Man glaubte also durch jene Vögel die Würde des Königs, den Glanz seines Hofes und die Damen bei dem feierlichen Acte repräsentirt. Auch mochte wohl das altchristliche Symbol, welches in ihm das Sinnbild der Unwissenheit darstellte, zu seiner Wahl mit beitragen. So ward denn ein gebratener Pfau oder Fasan auf silberner Schüssel mit dem ganzen Schmucke seiner Federn in feierlichem Zuge in die Versammlung getragen, jedem präsentirt, um über ihm sein Gelübde abzulegen, und sodann zerlegt und gespeist. Erzählungen solcher Feierlichkeiten finden sich mehrfach und nach *La Curne de Sainte-Pelaye* befindet sich ein ähnliches Gedicht, wie das unsre, aber „*Voeu du Paon*“ genannt, im

Manuscript auf der Bibliothek zu Paris, nur daß hier der Pfau als der würdigere Repräsentant erscheint. Robert von Artois hatte also diese damals allgemein verbreitete ritterliche Sitte vor Augen; aber er travestirte sie für seinen Zweck durch die Wahl eines Vogels, der als Sinnbild der Feigheit galt.

Froissart, der treue Erzähler der Begebenheiten jenes Krieges, erzählt nun, (I. c. 37), daß Walthar de Mauny den Rittern und Damen des Hofes von England feierlich gelobt gehabt habe, der erste in dem Heere sein zu wollen, welcher den Boden Frankreichs betrete, und die erste Festung dort nehmen zu wollen; dies habe er gethan, indem er sofort dem Heere mit vierzig Gefährten vorangeeilt sei u. s. w. Daß Walthar jenes aber gelobte, berichtet unser Gedicht.

Froissart erzählt ferner (I. c. 29), daß bei der Gesandtschaft, welche Eduard nach Valenciennes zur Eingehung des Bündnisses mit dem Grafen von Hennegau gesendet hatte, sich mehre junge Ritter befunden hätten, welche über das eine Auge eine Binde getragen, weil sie ihren Damen gelobt hätten, ihr eines Auge nicht eher zu öffnen, als bis sie diese oder jene That im Kriege vollbracht. *Si en avoit chacun grand merveille*, fügt der Chronist hinzu. So war aber jenes Gelübde des Grafen Salisburj, von welchem unser Dichter spricht.

Unnatürlich, wenn nur entfernt wahr, würde das Gelübde der Königin Philippe gewesen sein. Aber auch dies war in jener Zeit wunderbarer Sitten und Thaten, die unsten Anschauungen so fremd sind, nichts Ungewöhnliches. So erzählt Joinville in der *Histoire de St. Louis*, daß sich bei dem Kreuzzuge dieses Königs seine Gattin Marguerite, der Entbindung nahe, in Damiette befand, als dies von den Sarazenen belagert wurde. Da rief sie einen ihrer Ritter und forderte das feierliche Gelübde von ihm, daß er sie und ihr Kind tödten wolle, sobald die Sarazenen in die Stadt eindringen würden. Und der Ritter gelobte es, fügte aber hinzu, daß er es ohnedies auch gethan haben würde. Ähnliche Züge eines wilden Heroismus werden von andren Frauen berichtet.

Uebrigens hat unser Dichter auch in sofern richtig erzählt, daß die Königin guter Hoffnung war, und nicht in England, wie sie gelobt, geboren hat. Eduard und seine Gattin landeten am 22. Juli 1338 mit dem Heer in Antwerpen, und dort gebar die Königin am 29. November desselben Jahres einen Sohn, Lionel genannt, den später sein Vater zum Herzog von Clarence ernannte. Ist die Mutter in der Stunde seiner Geburt ihres heroischen Gelübdes eingedenk gewesen, so wurde es in der Gestalt dieses Sohnes gesegnet; denn er wurde der schönste Ritter seiner Zeit, von Allen bewundert, ein Riese an Gestalt, ein Roland im Kampfe, in dem er auch sein Leben verlor. Ein alter Dichter schildert ihn so:

In all the world there was no prince him like,  
 Of high stature and of all seemliness  
 Above all men within the whole Kingrike (Kingdom),  
 By the shoulders might be seen, doubtless,  
 In hall was he maid-like for gentleness,  
 In other places famed for rhetoric,  
 But in the field a lion marmorike.

### Brief eines Fürsten.

In den letzten Wochen, in denen der Tod eines weisen Königs aus deutschem Stamme im Vordergrund des Interesse stand, hatte der Deutsche mehrfache Veranlassung der Jahre zu gedenken, in denen die Julirevolution sich vorbereitete und die Gründung des Königreichs Belgien möglich wurde. Die Achtung vor der gesetzlichen Regierung des verstorbenen Königs steigert sich, wenn man in die öden Jahre seiner Jugend zurückblickt, in die Jahre, welche von dem pariser Frieden bis zur Vertreibung der französischen Bourbonen auf Deutschland lagen. Niemand litt damals unter der Schwäche des deutschen Lebens mehr als die Regenten selbst, welche so eifrig bemüht waren, ihre Völker zu ruhiger Untermüßigkeit zu zwingen. Vielleicht wird der Geschichtschreiber einer Zukunft an den besten Charakteren dieser Periode eine Stelle in ihrem Innern finden, wo sie krank wurden durch das Schweigen und die Ankrast ihrer Völker, auffallend tritt das Leiden jener Vergangenheit in einzelnen grotesken und zuchtlosen Fürstengestalten hervor, welche ihr Schicksal erreicht hat.

Dies zu erkennen wird der folgende Brief aus der Feder eines Souverains dienen. Der Mann, welcher ihn geschrieben, ist tot, dreimal tot für uns, und in seiner Veröffentlichung liegt keine Indiscretion. Sein Brief flog, als Manche noch nicht lebten, deren Auge auf diesen Blättern ruht, aus den Flammen des angezündeten Schlosses seiner Väter in das Volk. Aber die äußeren Verhältnisse des Schreibers und an wen er den Brief geschrieben, sollen hier nicht kümmern, alle Namen sind getilgt, die Zeilen beanspruchen nur deshalb ein